



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bruchmann, K.: Zur Erinnerung an Ibsen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Italien zurückzukehren, denn Seine Heiligkeit wünschten, daß ich der Überbringer der von mir erlangten Schriftstücke sei, damit ich ihren wahren Sinn und ihre ganze Tragweite darlegen könne. Ich habe gehorcht: Eure Exzellenz werden aus den Daten dieses Schreibens ersehen, daß ich mich in Nachen befinde, dem Endpunkt der Telegraphenlinien und des Postdienstes der Regierung. Ich erwarte dort Ihre Befehle, Herr Ministerpräsident. Ich darf noch einmal wiederholen, haben Sie die Güte, mir diese so schnell wie möglich zukommen zu lassen.

Die Gründe, aus denen die langwierigen Verhandlungen Klindworths zu gar keinem Ergebnis führten, sind nicht bekannt geworden. Vermutlich waren es die orientalische Krisis und der Krimkrieg, die das Interesse der preussischen Regierung von dieser Frage augenblicklich ablenkten.



Zur Erinnerung an Ibsen



ollen wir einen Dramatiker, der die Menschen, allerdings wohl wesentlich die von germanischem Geblüt, so stark beschäftigt wie Ibsen, in die Geschichte einreihen, so ist dies natürlich ein vorläufiger Versuch, den die Zukunft sicher mit mancher Abwechslung wiederholen wird. Aber unter allen Umständen erhebt sich dabei eine stattliche Reihe von Fragen und Vergleichen. Ich wähle davon nur einen ganz kleinen Teil aus, nämlich die Frage, wie weit Ibsen der Möglichkeit, allgemein genossen zu werden, nahe kommt, und wie er sich zum allgemeinen Problem des ersten Dramas verhält, das nachher zu bezeichnen ist.

Zwischen Kunstproduktion und Kunstgenuß nämlich besteht ein oft beklagtes, aber nicht immer gleich starkes Mißverhältnis. Eigentlich muß wohl der Künstler wünschen, von allen genossen, also auch — was nicht dasselbe ist — möglichst verstanden zu werden. Aber dieses Ideal ist nicht zu erreichen; sonst wäre es ja keins. Die Natur hat es offenbar auch hier nicht auf eine allgemeine Gleichmacherei abgesehen. Ihr darin hartnäckig, z. B. mit der Verbreitung der „Bildung“ entgegenzutreten, gehört in das große und anziehende Kapitel von der Karikatur der Idee. Trotz der differenzierenden Eigenheit des Weltlaufs hat es aber mitunter Annäherungen an dieses Ideal gegeben, und zwar wesentlich unter dem Einfluß der Religion. So ergriff die Malerei in Italien die Gemüter viel allgemeiner und tiefer als bei uns. Noch tiefer war vielleicht der Eindruck der geistlichen Schauspiele des Mittelalters, der sogenannten Mysterien, die in verschiednen Ländern und in der breitesten und bequemsten Öffentlichkeit etwas darstellten, was damals zum Kern des geistigen Lebens gehörte. Auch in Griechenland war ja die Tragödie, wenigstens ursprünglich, eine religiöse Feier von nationalem Charakter. Freilich schwanken die Meinungen über die Beschaffenheit des Publikums. Lessing dachte wohl etwas

zu hoch davon (im zweiten und im achtzigsten Stück der Dramaturgie); Bökk erkannte an, daß die Tragödie den Patriotismus geweckt und das Volk beraten habe; aber er findet es doch schwer begreiflich, wie das Publikum besonders dem hohen Schwung der Chöre folgen konnte, und meint, es war offenbar nicht darauf abgesehen, daß jeder alles verstehe. Wir werden ihm wohl beistimmen müssen, wenn wir uns auch vergegenwärtigen, daß die Darstellung fast opernmäßig, jedenfalls langsamer war, als wir es uns beim Lesen gewöhnlich denken.

Uns interessiert gegenwärtig hauptsächlich die Gesellschaft mit ihren Strömungen und Gegensätzen bis zu dem Grade, daß man, wie Hebbel sagt, nur ein Mensch zu sein braucht, um ein „Schicksal“ zu haben. Wir sind also über Gottscheds Anschauung hinaus, daß das Hofleben das Original des Trauerspiels, das Stadtleben das der Komödie, das Landleben das des Schäferspiels ist. Vielmehr ist uns gezeigt worden, daß das Landleben vor tragischen Verwicklungen nicht sicher ist, und daß das Hofleben sich zuweilen zum Lustspiel eignet, auch wenn wir dabei nicht gleich an B. Shaws zum Teil recht amüsantes Stück „Cäsar und Kleopatra“ denken. Die Schilderung der Gesellschaft wird um so lebensvoller oder aktueller sein, je mehr es die gegenwärtige oder, da sie nicht überall gleich ist, eine gegenwärtige ist, so jedoch, daß diese eine das moderne Leben in seinen allgemeineren oder typischen Zügen wiedergibt. Welche Eigenschaften zeigt also, fragen wir uns, die Gesellschaft bei Ibsen, an was für Personen werden diese Eigenschaften dargestellt, und welche Schicksale erleben sie?

In den „Stützen der Gesellschaft“ lernen wir hauptsächlich besitzende und angesehene Leute kennen; aber ihr Ansehen, besonders das Vernicks, ist im Grunde unverdient. Trotzdem preisen sie sich mit genügendem Stimmaufwande gerade als die Stützen. Diese Neigung, uns zu sagen, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, und daß jene Leute eine irgendwie peinliche Vergangenheit haben, deren Folgen durch die Logik der Tatsachen zutage treten, ist bei Ibsen stark ausgebildet. Die arme Nora ist sehr unvorsichtig gewesen, als sie Datum und Namen des Vaters unter den Wechsel setzte. Werles Geschäfte scheinen nicht reinlich gewesen zu sein; aber er ist freigesprochen worden, nur Leutnant Ekbal verurteilt. Werle hat auch mit Gina in etwas zu liebevollen Beziehungen gestanden und sie dann mit Hjalmar verheiratet. Die kleine Hedwig ist, wie Werle selbst, augenleidend. Düstre Schatten sind in den „Gespenstern“ auf die Ehe der Frau Helene mit Alving gefallen. Zu Vorkmanns furchtbarem Zusammenbruch kommt noch die der Öffentlichkeit fremde Tatsache, daß er, von zwei Schwestern geliebt, die eine an den Advokaten Hinkel verkaufen wollte, weil er diesen brauchte. Rebekkas Schuld enthüllt sich uns: um Kosmer zu gewinnen, suchte sie heimlich Beate in Wahnsinn und Tod zu treiben. Genug heimliche Schäden! Ihre Konsequenz oder die Rache wird aber nicht durch eine besondere Menschenklasse, etwa den sogenannten vierten Stand, veranschaulicht und herbeigeführt. Die „Arbeiter“ kündigen sich nur eben an gegen

Bernick — feindlich gegen die neuen Maschinen, bereit, unter sich agitieren zu lassen, aber in ihrem Repräsentanten, Auler, sympathisch; denn er will die „Gazelle“ nicht auslaufen lassen, weil sie nicht seetüchtig ist. Die Gesellschaft sorgt in und durch sich selbst für die Konsequenzen der Handlungen. Wird über deren psychologische Glaubwürdigkeit auch hier mitunter Streit sein, so muß man doch (wie A. Eloesser) sagen, daß Ibsen in der Darstellung der Konsequenzen der logischste Kopf unter den Dramatikern ist. Er hat eine un-gemeine Neigung, aus genauen Prämissen genaue Folgerungen abzuleiten. Zu den Prämissen gehören aber die Beweggründe der Personen. Die wollen auch hier auf ihre Art glücklich sein, durch Liebe, Macht, Ansehen, Selbstbehauptung. Dabei schweben sie aber nicht in einer gewissen Zeitlosigkeit, sondern wurzeln durchaus in modernen bürgerlichen Verhältnissen. Wir hören wiederholt von Handel, Banken, industriellen Anlagen, Eisenbahnen und dergleichen mehr, außerdem von der Tätigkeit und der Macht der Zeitungen. Bernick will nicht nur die alte Mutter und die Firma retten, sondern auch selbst reich und geachtet sein. Er schließt eine Geldheirat und läßt Johann Tønnesen, den jüngern Bruder seiner Frau, mit dem freiwillig übernommenen Schein einer Schuld nach Amerika gehn. Natürlich mag er auch nachher die wahre Sachlage nicht enthüllen. Seine Geschäftsfreunde glänzen ebenfalls nicht in der Toga der Makellosigkeit, obgleich der eine auf dem Schiff „einige Traktätchen verteilt hat, von denen er sich eine gute Wirkung verspricht“. Nora träumte davon, sie würde von ihrem Manne, wenn er von ihrer bedenklichen Liebestat hört oder sie sogar vom Recht schuldig gesprochen sieht, mit jubelndem Dank in die Arme geschlossen werden, allen Urteilen der Gesellschaft zum Trotz. Aber er fühlt sich dem nicht gewachsen. Auch Werle findet es mißlich, daß sein guter Name und Ruf durch Ekdal bei dem Waldkauf eine Art Flecken bekommen hat. Frau Borkmann spricht wiederholt zuerst von der Schande, der häßlichen, entsetzlichen Schande, erst hinterher vom Ruin und der Armut. Sogar Rebekka hat nicht Lust, für ein uneheliches Kind zu gelten, „es bleibt doch immer noch eins und das andre hängen, wovon man sich nicht freimachen kann“. Auch der tapfere Volksfeind empfindet diesen Namen unangenehm, obgleich er den Wert seiner Gegner genau kennt. Rosmers Schwager fordert ihn auf, seine neuen Ansichten, die der Tradition des Geschlechts Rosmer widersprechen, für sich zu behalten, „es ist ja gar nicht notwendig, daß so etwas über das ganze Land ausgeschrien wird“. Kurz, ich finde hiermit die eine Macht und Tyrannei der Gesellschaft gekennzeichnet, die, ewig lüstern nach einem Skandalchen oder Skandal, den Einzelnen zu einer sorgfältigen Rücksicht auf die Reputation zwingt, in noch höhern Grade, als dieses Cassio (II, 3) ausspricht: Reputation, reputation! O, I have lost my reputation! I have lost the immortal part of myself, and what remains is bestial. My reputation, Jago, my reputation! Diese Knechtung des Einzelnen hat ihre gute und ihre schlimme Seite. Wäre denn die Meinung der Gesellschaft immer die richtige?

Recht aktuell mutet uns an, was uns über einen Ausschnitt der öffentlichen Meinung im Volksfeind gesagt wird. „Der gefährlichste Feind der Wahrheit und Freiheit, das ist die kompakte Majorität; ja diese verfluchte kompakte . . . Majorität, das ist unser ärgster Feind.“ Es sei eine landläufige Gesellschaftslüge, daß die Mehrheit immer das Recht auf ihrer Seite hat und im Besitz der Wahrheit ist. Wer denkt hierbei nicht an die bekannte Stelle in Schillers Demetrius? Es sei falsch, meint Stockmann, daß der gemeine Mann, dieser unser unwissender, geistig unreifer Mitbruder dasselbe Recht habe, ein Urteil abzugeben, zu herrschen und zu regieren, wie die wenigen geistig Vornehmen und Freien. Es sei Zeitungslüge, daß die Masse der wahre Kern des Volkes sei, aber auch Volkslüge, daß die Kultur demoralisiere. Eine Partei sei wie eine moralische Saugpumpe, die nach und nach Verstand und Gewissen vollständig auffauge — daher die vielen Hohlköpfe; kein Mensch wage etwas aus Rücksicht auf alle andern Menschen usw.

Wir wissen ja nun, daß Majoritäten notwendig und mitunter höchst erwünscht sind, ebenso, daß ewig zwischen Majoritäten und Minoritäten Vorwürfe oder Verdächtigungen ausgetauscht werden. Aber dieses eine bleibt wohl an Ibsens Schilderung der Gesellschaft bestehen, daß sie in viel höherm Grade als früher die Tyrannei der Reputation ausübt, auch wenn es sich nicht um tiefgreifende sittliche Fragen dabei handelt. Da das Geld Reputation gibt, so bringt es am leichtesten Verwicklungen und Schuld; so in den Stützen der Gesellschaft, Nora, Borkmann, zum Teil in der Wildente und im Volksfeind. Auch im „Bund der Jugend“ ist die Gesellschaft stark durch Geldangelegenheiten bewegt, und eine Hauptperson, der Rechtsanwalt Steinhoff, sucht als Lokalpolitiker und Freier sein Glück zu machen, d. h. eine angesehenere Stellung zu erringen, indem er mit verblüffender Kaleidoskopik zwischen Agnes, Hertha und Frau Rundholm herumtaumelt. Anders steht es in Rosmersholm und in den Gespenstern.

Die Gesellschaft übt noch eine zweite Art von Beschränkung oder Knechtung aus. Es gibt außer der Tradition der Familie (wie in den beiden zuletzt genannten Stücken) auch eine alte Tradition der Gesamtheit, verkörpert in Buchstaben von Sittenformeln. Deshalb sind die Menschen durch die bloße Tatsache, daß sie mit den andern leben, in einer Art von Unfreiheit. Oswald Alving hat von seinem Vater ein böses Erbteil (wie in Nora Rank von seinem Vater her krank ist, wie Peer Gynt von Natur durch die Eigenart seiner Mutter ungünstig beeinflusst ist). Die Gespenster, die Frau Alving sieht, sind zweierlei. Das erstemal, als Oswald und Regine sich im Eßzimmer herumjagen, wird die Mutter an eine analoge Handlung ihres Mannes erinnert: „das Paar aus dem Blumenzimmer geht wieder um“. Außerdem äußert sie aber zu Manders: „Ich glaube beinahe, wir alle sind Gespenster. Es ist nicht allein das, was wir von Vater und Mutter ererbt haben, das in uns umgeht. Es sind allerhand alte, tote Ansichten und allerlei alter Glaube und dergleichen.“

Es lebt nicht in uns, aber es steckt in uns, und wir können es nicht los werden. Wenn ich nur eine Zeitung in die Hand nehme, um daraus zu lesen, so ist's mir schon, als sähe ich die Gespenster zwischen den Zeilen umher-schleichen. Im ganzen Lande müssen Gespenster leben . . . Und dann sind wir alle miteinander ja so gottszämmerlich lichtscheu." Aber in diesem Stück rächt sich einfach die Sünde des Vaters an seinem Sohne. Frau Alving führt die Aufklärung herbei, daß Regine, die Oswald zu seiner Frau haben möchte, seine Halbschwester ist. Und als Oswald wahnsinnig wird, fühlt sich seine Mutter schließlich doch nicht fähig, ihn nach seinem Wunsche mit den Morphium-pillen zu vergiften, die er bei sich trägt.

Auch in Rosmersholm ist von vererbten Zweifeln, vererbter Angst, vererbten Gewissensbissen die Rede; Rebekka klagt darüber. Sie ist einmal eine Gestalt voll Kraft und Saft. Aber: „ich hatte einen so frischen mutigen Willen; jetzt hat ein fremdes Gesetz mich unterjocht.“ Sie ist jetzt geknechtet durch Gesetze, die früher nicht für sie galten. Wie ein Sturm auf dem Meere war das Begehren nach Rosmer über sie gekommen. Sie wollte mit dabei sein in der neuen Zeit und Rosmer beherrschen, wie er einst von seinem Lehrer Ulrik Brendel beherrscht worden war. Dieser Kentaur, halb verlumpt und halb geistreich, nennt sie einmal „meine reizende Meerfrau“. Nicht ohne Absicht, scheint mir, läßt Ibsen sie so bezeichnen. Eine Art von Naturwesen, wie Melusine, kommt sie aus dem hohen Norden, aus Finnmarken, in die „Gesellschaft“. Sie hat, wie der Rektor Kroll sagt, die Fähigkeit, die Menschen zu behexen. Ihre suggestive Kraft hat sie in der Tat selbst in ihrem kleinen Kreise mehrfach bewiesen. Aber mit dieser natürlichen Anlage macht sie doch in der Gesellschaft kein Glück, gerade dann nicht, als sie scheinbar ganz nahe daran ist, es zu ergreifen. Rosmer wird von Kroll auf die Tradition des Geschlechts aufmerksam gemacht und schwärmt für die stille, freudige Schuldlosigkeit. Sein Zusammenleben mit Rebekka ist ganz rein gewesen, er glaubt an ein reines Zusammenleben zwischen Mann und Weib. Rebekkas frischer Wille steht am Ende unter der Macht der Rosmersholmischen Lebensanschauung, deshalb gehört es sich, daß sie sühnt, was sie verbrochen hat. Rosmer bekennt sich nicht zu der einmal von Kroll erwähnten freien Liebe. Auch er huldigt bisweilen der Phantastik, Adelsmenschen zu schaffen ringsumher. Mit diesem zarten Gewissen fühlt er sich denn auch schuldig. „Dieses innige Leben in-einander und füreinander haben wir für Freundschaft gehalten. Nein, unser Verhältnis ist eine geistige Ehe gewesen, vielleicht schon von Anfang an. Deshalb liegt auf meiner Seite das Verbrechen. Ich hatte kein Recht dazu — um Beatens willen.“

Sollen wir als Gegensatz zu dieser Tragödie der Liebe die „Komödie der Liebe“ erwähnen? Dann hebe ich heraus, was mir darin den Glanz komischer Brillanten (wie Schmock in den „Journalisten“ sich ausdrückt) zu haben scheint: eben nur dies, daß vier bemutternde Tanten auftreten, daß der Pfarrer

Strohmann, der zugleich Abgeordneter ist, mit seiner Gattin — dem Rehlein, das er lieb hatte vor andern, wie Eichendorff sagt — und acht Töchtern auftritt, die ihm auf Schritt und Tritt folgen, daß er außerdem noch vier Kinder zuhause hat, daß ihm dieser Segen mitunter in Form von Zwillingen zuteil wurde, und, last not least, daß besagte Rehlein die Freude eines Sommerfestes noch dadurch erhöht, daß sie die ganz sichere Hoffnung ausspricht, die Zahl der Kinder (ob um eins oder zwei?) in nicht gar zu langer Zeit erhöht zu sehen.

Das Glück, das die gütige Natur hier so reichlich spendet, versagt sie nun eben dafür an anderer Stelle, ohne daß wir erkennen, ob der Welt ein bestimmtes Maß beschieden ist, das durch ein Balancieren zwischen den Gegensätzen hergestellt werden muß, als wäre das Schicksal des Einzelnen davon abhängig, daß genau das Gleichgewicht jener beiden Schalen hergestellt wird, daß also im ganzen einer gewissen Menge von Glück eine gewisse Menge von Unglück entsprechen muß.

Überschauen wir diese modernen Stücke auf ihre Fähigkeit hin, allgemein menschliches Interesse zu erregen, so werden wir wohl sagen müssen, daß sich die Rätsel des Daseins wesentlich in die Formel fassen lassen, wie sich der Einzelne mit seinem Charakter und seinen Handlungen der Gesellschaft gegenüber abfinden muß. Sie tritt ihm als eine kompakte, zur Knechtung geneigte Masse gegenüber. Die Folgen der Handlungen treten mit unerbittlicher Logik ein, obgleich die Gesellschaft keineswegs die unantastbare Vestalin ist, die das reine Feuer des Rechts und des Guten hütet. Einen Sinn muß doch das Leben haben, heißt es in Klein Gyolf. Allmers schreibt dort an einem Buche über die Vergeltung, von deren Sicherheit auch Rita überzeugt ist. Doch finde ich nicht, daß in dieser Erkenntnis, die sich mehr wie der dünne Nebel einer Stimmung ausbreitet, das eigentlich Anziehende bei Ibsen besteht. Indem ich von den mehr oder weniger symbolischen Stücken absehe, weil es zu schwer ist, genau und sicher durch die gemalten Fensterscheiben dieser Gedichte den wahren Sinn zu erspähen, wende ich mich der Frage zu, in welcher Form sich die kompakte Gesellschaft Satisfaktion verschafft. Zugleich leitet uns das zu der Frage, wie sich Ibsen zum allgemeinen Problem des ernststen Dramas verhält.

Bernick legt, allerdings hier kein angenehmes Geschäft, eine Weichte ab. Ob wir diesen Entschluß glaublich finden oder nicht, so wird er nicht durch die Gesellschaft dazu gezwungen, sondern durch seine Verwandten oder sein Rechtsgefühl. Leider erfahren wir nicht, was die Gesellschaft schließlich von ihm halten wird. Nora droht Rache durch Günther, also einen Deklassierten. Im Volksfeind hat höchstens die Gesellschaft selbst eine Schuld — aber sie bleibt einstweilen siegreich. Werle hat einige peinliche Auseinandersetzungen mit seinem Sohne gehabt, bei dem das akute Rechtfertigungsfever ausgebrochen ist, und der an der fixen Idee der idealen Forderung leidet. Aber der Vater

wird seine liebe Frau Sörby heiraten, und damit ist die Sache abgemacht. Der Maul- und Magenheld Hjalmar, immer fähig, etwas Unausstehliches zu sagen und mit dem Schwert des Hungers vom Leder zu ziehen, um einzuhauen, wird weiter schwätzen, faulenzten und essen. Die kleine Hedwig, die den nicht jedem begreiflichen Entschluß faßte, sich zu erschießen, wird bald für Hjalmar ein Deklamationsthema sein. In den Gespenstern hat die Gesellschaft nichts mit der Strafe zu tun, obgleich der so trefflich gezeichnete Tischler Engstrand gern bereit wäre, jemand etwas am Zeuge zu flicken, zum Beispiel dem Pastor Manders. Au Borkmann hat die Gesellschaft Rache geübt. In Rosmersholm ist die Entscheidung ebenso reinlich: aber in diesem Meisterwerk vollziehen im Grunde die beiden Liebenden Strafe an sich selbst. Die Schuld, die sich durch Tod, Vereinsamung, äußere Einbuße, innere Demütigung juristisch und moralisch vollziehen kann, kommt bei Ibsen verschieden und nicht immer reinlich zur Sühne. Noch bleibt die Möglichkeit des innern Aufschwungs übrig: in Klein Gyolf. Wir sehen also doch auch hier, daß die Welt auf Kompromisse eingerichtet ist.

Im ernstern Drama wird der Gegensatz und Kampf eines Willens gegen einen andern geschildert, wobei jedoch einer von beiden nicht der Ausdruck einer rein persönlichen Schrulle sein darf, sondern einen substantiellen Wert der geistigen Welt vertritt, dessen Verneinung oder Aufhebung schließlich mit der von uns gedachten Weltordnung unverträglich ist. Diese ist, wie bekanntlich die Welt selbst, eine Idee. Jener Kampf kann also auch ein Kampf des Einzelnen gegen die Idee genannt werden. Diese erhält, wie Hebbel sagt, Satisfaktion durch Unterwerfung oder durch Untergang des Individuums, das sich zu eigenmächtig ausdehnen wollte. Nur ist Streit darüber, inwieweit dabei von Schuld die Rede sein kann. Schopenhauer zitiert ja beifällig aus Calderon: Die größte Schuld des Menschen ist, daß er geboren ward. Aber wir werden höchstens geneigt sein, darin das Leiden des Menschen begründet zu finden, noch nicht aber das, was wir im Sinne des Dramatikers eine Schuld nennen. Jedoch kommt gerade ein solcher dem Philosophen ziemlich nahe. Denn Hebbel meint, das Leben erzeuge die Schuld nicht bloß zufällig, sondern bedinge sie und schließe sie notwendig ein; sie sei eine uranfängliche, vom Begriff des Menschen nicht zu trennende und kaum in sein Bewußtsein fallende. Darum widerstrebe das Individuum der Idee durch sein Handeln oder durch sein Dasein selbst. Wollen wir dieser Theorie zugeben, daß wir alle schuldig werden oder schuldig sind? Auch Ibsen steht dieser Ansicht fern. Mir scheint, daß ihn im Grunde die realistische Frage beschäftigte, was sich ergibt aus dem Gegeneinanderspielen der Eigenschaften und Kräfte der Gesellschaft mit denen des Einzelnen, der allerdings zum Teil besondere Schrullen hat, wie die Frau vom Meer, wie Hedda Gabler. Diese strenge Mechanik der Konsequenz und der Vergeltung bringt es mit sich, daß er die Personen möglichst realistisch darstellt und ihr Seelenleben bis in die Tiefe scharf beleuchtet. Außerdem

führt es zu dem bevorzugten Typus des König Ödipus, der allmählichen Enthüllung der Vergangenheit, die sich durch Folgen in der Gegenwart aufklärt. Wer von Vergeltung spricht, kann die Verantwortung nicht leugnen. Auch Ibsen tut es nicht; zuweilen (wie am Schluß der Frau vom Meer) wird sie ausdrücklich betont. In jenem Enthüllungstypus liegt es von Natur, daß wir selten ein heißblütiges Aufstreben des Einzelnen zu sehen bekommen, der sich mit irgendeiner Leidenschaft oder Erkenntnis der Gesamtheit entgegensetzt. Vom starken Recht einer persönlichen Natur ist weniger zu spüren als von einer ungewöhnlichen Klarheit der Erkenntnis des eignen Wesens und des Wesens der andern. Daß der Einzelne gegen „Wahrheiten“ der Gesellschaft anrennt, ist mitunter um so verzeihlicher oder begreiflicher, als diese Wahrheiten, wie im Volksfeind zugestanden wird, nicht alle ewig sind. Im Gegenteil, manche sterben ab, wenn sie fünfzehn bis zwanzig Jahre alt sind. Aber solche bejahrte Wahrheiten seien immer entsetzlich dürr und mager. Liegt es aber in der Natur der Gesellschaft, sich ununterbrochen zu häuten, so ist der Wert von Stockmanns „Entdeckung“ fraglich, nämlich daß unsre sämtlichen geistigen Lebensquellen vergiftet sind, und daß unsre ganze bürgerliche Gesellschaft auf dem pestschwängern Grunde der Lüge ruht. Natürlich wird es nie an Leuten fehlen, die dieser Ansicht ohne Einschränkung zustimmen. Unser Dramatiker aber kann nicht dazu gerechnet werden. Denn wenn er so oft die Vergeltung schildert, so gibt er damit zu, daß eine Konsequenz des Weltlaufs vorhanden ist, die die Vergangenheit und ihre Verfehlungen enthüllt und das Individuum in seine Schranken zurückweist.

Fragen wir nach Gestalten, die uns, wie sonst in der Dramatik, als ein Typus gewisser Strebungen, wie der Liebe, des Ehrgeizes, verschlagener List und Bosheit usw. gelten könnten, so kann man einwenden, diese Typen seien erschöpft, also auch ihre Darstellung sei von Ibsen nicht zu verlangen. Und darin liegt viel Wahres. Er hätte für seine modernen Dramen vielleicht die stille Überzeugung mitnehmen können, die Byron am Anfang des Don Juan in die Worte faßt: Mir fehlt ein Held. Die moderne Dramatik ist dieser Neigung für typische Personen satt geworden, weil sie leicht unrealistisch wirken, da die lebensvollen Einzelzüge des menschlichen Wesens über der Hervorhebung einer Haupteigenschaft leicht vernachlässigt werden. So sind Ibsens Personen oft von erstaunlicher Plastik; er gibt ja auch meist sehr genau an, wie sie aussehen sollen. Ebenso ist Ibsen oft bewunderungswürdig in der Erregung der Spannung. Diese beiden Eigenschaften bewähren sich zudem in der Schilderung der heutigen Gesellschaft, die in der Regel nicht desto idealer aussieht, je genauer man sie kennen lernt, in feiner Technik und Zersäuerung des seelischen Lebens. Die Ereignisse sind meist fein ausgeklügelt, die Verhältnisse sehr intim. In seiner Kritik der Gesellschaft kann ihn kaum eine Partei für sich allein in Anspruch nehmen; deshalb gibt er jeder etwas. Alles dieses übt eine starke und ziemlich ausgedehnte Anziehung aus. Vielleicht

auch der Umstand, daß Ibsen das vorsichtig in diesen Stücken abzulehnen scheint, was man idealen Schwung nennt. Es ist wohl zu beachten, daß Ulrik Brendel erklärt, er habe Heimweh nach dem großen Nichts; ein Leben ohne Ideale zu leben — das sei das große Geheimnis des Handelns und des Siegens. Frau Alving würde, wie sie aufwallend sagt, wenn sie nicht so gottsjämmerlich feige wäre, Oswald auffordern, sich mit (seiner Halbschwester) Regine zu verheiraten oder nach Belieben einzurichten. Was dabei aus den Idealen wird, kümmerte sie nicht. Sie hat das schwere, bittere Heucheln aus ihrer Ehe satt und haßt jeden weitem „Betrug“, jede Devotionskurve und geduldig-süßliche Augenverdrehung vor Ordnung und Gesetz. Manchmal glaubt sie beinahe, daß diese beiden alles Unglück hier auf Erden stiften. Die Menschen dieser Gesellschaft sind in den „Stützen“ so sehr anständig und moralisch: die arme Dina, die keine günstige Position hat, wünscht, sie wären anderswo mehr natürlich. Wer sich in der wohlangepaßten Kleidung der Korrektheit nicht immer oder nur selten wohl fühlt, wird mit solchen Aufwallungen sympathisieren. Wird nicht schließlich ein Dramatiker durch den Geschmack gerechtfertigt, den das Publikum an ihm findet? Einen Vers des Euripides: Was ist denn schnöde, wenns dem Brauchenden nicht so scheint, parodiert Aristophanes in den Fröschen: Was ist denn schnöde, wenns den Zuschauern nicht so scheint? Aber es handelt sich bei der Beurteilung von Dramatikern keineswegs bloß um Schnödigkeiten. Und die Rechtfertigung durch den Geschmack des Publikums gilt nicht ohne Einschränkung. Wir wissen es ja, daß zum Beispiel Kleist unrecht leiden mußte. Auch wechselt der Geschmack des Publikums, und in der Folgezeit begreift man oft nicht, wie gewisse Dramen so unsäglich beliebt sein konnten. Ibsen gehört sicher nicht zu denen, von denen es heißt: Was glänzt, ist für den Augenblick geboren. Er hat zu viel Echtes in sich. Er wird wohl seine Rechtfertigung auch durch die Teilnahme der Nachwelt finden, wenn auch mit dem üblichen Subtraktionsexempel, das sie an Dichtern und Dramatikern vorzunehmen pflegt. Aber wenn man seine scharfen anatomischen Schnitte bewundert, wird man wohl manches zu ausgeklügelt finden und bei seiner Kritik etwas vom Puls natürlicher Leidenschaft vermissen, von der starken Stimme der Natur und dem Zauber dessen, was die Dichter sonst oft als rein poetische Schönheit ausstrahlen. Vielleicht kann man dies bei ihm mehr in einer gewissen indirekten Tragik finden; in dem, was Nora oft sagt von der Schönheit des Lebens, wenn Günther bezahlt ist, in dem Umstande, daß die Handlung gerade Weihnachten spielt, daß die kleine Hedwig dicht vor ihrem Geburtstag steht, auf den sie sich so freut — Züge, die mich außer dem Lakonismus an die Emilia Galotti erinnern, die dicht vor ihrer Hochzeit steht und gerade da vorzeitig geknickt wird.

In den Gesprächen mit Eckermann äußert Goethe einmal: Wahre Kraft und Wirkung eines Gedichts bestehe in der Situation und den Motiven. Die

Auffassung und die Darstellung des Besondern sei auch das eigentliche Leben der Kunst. In dem, was Ibsen von diesen beiden Erfordernissen hat, scheint auch seine besondre Bedeutung begründet zu sein, die sich auch immer wieder wirksam erweisen muß. Der vielfach rätselhafte liebte es offenbar nicht, von allen Seiten und möglichst vielen neugierigen Zuschauern in sich hineinschauen zu lassen. Als scharfer Beobachter und Darsteller der Konsequenzen mag er wohl den Eindruck bekommen haben, daß die meisten fragwürdig oder unerwünscht sind. Gelegentlich (Borkmann) findet sich die (unrichtige) Bemerkung, nur die Geschwisterliebe sei nicht der Wandlung unterworfen. Ein unschätzbares Gut ist aber die Freiheit. Zu ihr gehört das Gefühl der Schuldlosigkeit. Wer es verloren hat, kann die Schuld sühnen; dadurch wird er wieder frei. Aber auch an sich kann er sich sehnen, aus den verworrenen Kreisen des Lebens mit seinen Gedanken und Strebungen zu enttrinnen. Vielleicht hat man desto weniger zu bereuen, je weniger man handelt? Vielleicht wird man desto weniger gezerzt, mit je weniger Banden man an die Welt geknüpft ist? Mag in einer solchen Bescheidung eine Art von Egoismus liegen, so ist die Selbstüberwindung ja doch auch ein Preis, der gezahlt worden ist. Dafür geht es dann (wie es in Klein Gyolf heißt) aufwärts zu den Gipfeln. Zu den Sternen. Und der großen Stille.

K. Bruchmann



Durch Transkaukasien

Reiseerinnerungen von H. Coepfer



a lag es vor uns, das nächste Ziel unsrer Sehnsucht, die Hafenstadt Batum. Allmählich unterschied man Häuser und Kirchen und fast am Ende der die Bucht gegen Westen abschließenden Landzunge, der Arbeit des Tschorochflusses, das Küstenfort Buruntabia. Auch andre Befestigungen, zum Teil aus der türkischen Zeit stammende Uferbatterien und Artilleriestellungen auf den zwei bis drei Werst vom Ufer entfernten Hügeln über der Artilleriestadt, sind mit einem guten Glase zu erkennen. Es ist allerdings kein zweites Portsmouth oder Toulon, was hier entstanden ist, sondern mehr ein geschützter Handelshafen, der sich als vorgeschobner Posten gegen etwaige türkische Rückeroberungsgelüste halten soll. Jedenfalls ein recht guter, eisfreier Hafen, der wohl die ganze Schwarze Meerflotte und eine bedeutende Anzahl Handelsdampfer aufnehmen kann, auf der Westseite bei vorzüglichem Ankergrund reichlich Wasser, auf der Ostseite immer noch sechs bis acht Meter Wassertiefe und kurze Piers als Anlegeplätze für die Handelsschiffe hat und hier durch Schienengeleise mit der transkaukasischen Eisenbahn verbunden ist.